Wiljetzki wurde mit kriegeriſchen Ehren beſtattet. Seine Witwe betrauerte ihn, ohne an ſeiner Beiſetzung teilnehmen zu können. —

Manche hielten dies einfach für ein legendenhaft ausgeſchmücktes, alltägliches Ereignis, manche glauben feſt an die Zuſammenhänge, die in dieſer Erzählung geſchildert wurden, und andere wieder halten das Ganze für eine Lüge des Autors, die gleichwohl nicht ohne tieferen Sinn iſt. In jedem Falle ſchien Veyda-Wiljetzkis Schickſals des Aufzeichnens wert.

Ein Kronprinz führt einen Schienenzepp

Kleine Reportage jenſeits vom Belt. Von R. H. Boenicke

Kopenhagen — — ſtrahlender Sonnenſchein liegt über der nordiſchen Metropole.

Großalarm für in- und ausländiſche Preſſevertreter: Erſter Blitz-Zug von Kopenhagen nach Korſör! Seine Fahrerſparnis? Nun — eine Stunde dreißig Minuten fährt man augenblicklich, und der neue Schienenzepp ſoll es in der Hälfte ſchaffen. Wird er es wirklich? Die Frage iſt bedeutungsvoll, nicht nur für den kleinen Nachbarn im Norden, ſondern auch für uns. Man rechne einmal nach, wieviel Zeit augenblicklich eine Reiſe über Flensburg, Pattburg, Fredercicia, Strib, Nyborg und Korſör nach Kopenhagen frißt. Kaum ſitzt man im Zug, muß man umſteigen auf die Fähre, und kaum ſchwimmt man auf dem Waſſer, ſoll man ſchon wieder in den Zug klettern.

Großangriff auf die Zeitverſchwendung heißt die neueſte Parole der däniſchen Eiſenbahn! Allenthalben faßt man an. Ueber den kleinen Belt ſchlägt man zurzeit die gigantiſche ſtählerne Brücke, die Jütland mit Fünen verbindet und das läſtige Ueberſetzen überflüſſig macht. 1935 ſoll ſie fertig ſein. Sofort werden zwei neue Inſel-Ueberbrücker in Angriff genommen. Schlag auf Schlag hagelt es in der Moderniſierung des däniſchen Verkehrs.

Nun folgt alſo die Einführung der Schienenzepps. Zuerſt auf der Strecke Kopenhagen—Korſör. Der Alarm bringt ein halbes Dutzend Journaliſten auf die Beine. Es gibt etwas zu ſehen! Mitglieder der königlichen Familie fahren im Schienenzepp, und wenn nicht alles täuſcht, wird der Kronprinz ſelber den Platz am Führungsſtand einnehmen.

Langſam, ganz langſam rollt der funkelnagelneue dieſelelektriſche Motorwagen in die verräucherte Halle des Hauptbahnhofs. Es iſt früh, und im Publikum wird man nicht gewahr, was vor ſich gehen ſoll. Als erſter erſcheint der Generaldirektor der däniſchen Staatsbahnen. Er begrüßt den Kronprinzen, der in ſtrahlender Laune über den Bahnſteig ſchlendert. Fünf Minuten ſpäter erſcheint Prinz Knud, dann Prinzeſſin Caroline Mathilde, und ſchließlich der Verkehrsminiſter, der für kurzfriſtige Abſperrung des Bahnſteigs gegen Neugierige ſorgt.

Ein Preſſephotograph riskiert raſch noch zwei Schnappſchüſſe, kann aber den Kronprinzen nicht mehr erwiſchen, und dann rollt der fabelhaft lackierte Schienenzepp ſachte aus der Rieſenhalle — in Richtung Korſör — —

Die Vorortſtationen werden in langſamer Fahrt paſſiert. Aber was heißt ſchon bei einem Schienenzepp langſam? Es ſieht trotz alledem aus, als ob Valby wie das Donnerwetter vorüberfliegt, und als ſich der Blitzzug gar Roskilde nähert, donnert er derart über die Schienenſtränge, daß den wartenden Paſſagieren auf dem Roskilder Bahnſteig die Augen übergehen. Was iſt denn das? Warum hält der Zug nicht? Und weshalb fehlt die Dampflokomotive? Sollte das gar jener geheimnisvolle Schienenzepp ſein, der — — aber dann iſt ſchon längſt nichts mehr zu ſehen und alle weitere Ueberlegung überflüſſig.

In unheimlichem Tempo brauſt jetzt der Wagen durch die Ebene Seelands — zweimal ſo ſchnell wie ein regulärer D-Zug oder „Hurtigtog“, wie man in Dänemark ſagt. Der Kronprinz läßt ſich vom Führer die Einzelheiten erklären. Dann tritt der Schienenzeppführer zurück und überläßt dem Kronprinzen ſeinen Platz.

Offenſichtlich fällt ihm die Handhabung der Bedienungsgeräte nicht ſchwer. Man merkt, daß er ſich mit Lokomotivfragen und Verkehrsangelegenheiten beſchäftigt hat — erfolgreich beſchäftigt! Noch ein kurzer, prüfender Blick auf den Geſchwindigkeitsanzeiger — der Kronprinz iſt zufrieden und überläßt dem Schienenzeppführer wieder ſeinen Platz.

Die Augen des Mannes glänzen. „Donnerwetter, der Junge fährt gut!“ würde er offenſichtlich am liebſten ſagen. Aber darf man ſo etwas zum Sohn des Königs bemerken? Nun, tut auch nicht nötig — der Kronprinz ſieht ihm ohnehin an, was er denkt, und reicht ihm ſeine Zigarettendoſe. Nein, danke, jetzt nicht, vielleicht nach der Fahrt, aber während des Dienſtes darf nun einmal nicht... Der Kronprinz läßt lächelnd das Etui wieder verſchwinden, er weiß, daß auch ein Königsſohn die Fahrtdienſtordnung zu beachten hat.

Pünktlich rollt der blinkende Schienenzepp in Korſör ein. Der Kronprinz blickt nachdenklich auf ſeine Uhr. „Was?“ ruft er. „Keine Verſpätung, obwohl ich eine Strecke führte?“ Alles lacht, und der Generaldirektor der Eiſenbahn iſt ſtolz, daß ſein neuer Schienenzepp die ganze Strecke in ſage und ſchreibe 70 Minuten „geſchmiſſen“ hat. 50 v. H. Zeiterſparnis — — damit dürfte Dänemark, das ohnehin halbe Liliput-Reich, zu einem ganzen geworden ſein...

Warum ſpritzt die Malermuſchel?

An Sommerabenden kann man ein eigenartiges Verhalten der Malermuſchel beobachten. Sie kriecht dann nämlich an den Waſſerrand und ſpritzt in regelmäßigen Abſtänden einen kräftigen langen Waſſerſtrahl auf die Waſſerfläche. Dieſe Tätigkeit führt ſie etwa jede Sekunde einmal aus und kann ſie zwei Stunden lang ohne Unterbrechung ausüben. Man verſuchte lange Zeit vergeblich, hinter das Geheimnis dieſer eigenartigen Tätigkeit zu kommen. Schließlich kam man auf den Gedanken, das von der Muſchel ausgeſpritzte Waſſer zu unterſuchen. Man fand dabei, daß ſie durch das Spritzen ihren Kiemenraum von Larven entleert und die Brut dadurch auf eine möglichſt große Waſſerfläche verbreitet. Deshalb ſpritzt ſie nicht unter dem Waſſer, ſondern kriecht an den Uferrand. Die Abendzeit ſucht ſie ſich aus, da es dann im allgemeinen windſtill iſt.

Weiße Strümpfe gegen Stechmücken

Eine Beobachtung, die vor allem in der augenblicklichen Jahreszeit das lebhafteſte Intereſſe der Oeffentlichkeit finden wird, hat R. von Löwis gemacht. Er konnte nämlich feſtſtellen, daß Stechmücken und Moskitos beſonders gern jene Menſchen heimſuchen, die ſchwarze oder dunkle Strümpfe tragen, während ſie nur ſehr ſelten zu jenen kommen ſollen, die weiße oder ganz helle Strümpfe bevorzugen. Wenn man auf ſo einfache Weiſe ein Mittel erhalten ſollte, eine der läſtigen Plagen der ſchönen Jahreszeit abzuwehren, dann wäre das ſehr begrüßenswert. Ob aber die „Stecher“, falls die Menſchen ſich gänzlich auf weiß umſtellen, ihren Geſchmack doch nicht ſchon aus Lebensnotdurft umſtellen würden, iſt immerhin fraglich. Wir ſind es ja gewöhnt, daß dieſe Inſekten ſeltſame Launen haben, dieſe Menſchen quälen und jene meiden, was man ſich mit dem „ſüßen“ Blut allgemeinhin erklärt. Vielleicht iſt man jetzt mit der Reaktion der Stechmücken und Moskitos auf verſchiedene Farben einer einleuchtenden Erklärung auf der Spur.

Revolutionäre „Herrſchaften“

Bei einer der letzten revolutionären Unruhen in Spanien hatte ein Polizeioffizier die Straßen einer Stadt zu räumen. Mit lauter Stimme forderte er die Revolutionäre auf, ſich zu zerſtreuen und nach Hauſe zu gehen. Aber das nützte ihm wenig. Er verſuchte es deshalb auf eine andere Weiſe und ſagte:

„Wollen die verehrten Herrſchaften ſo liebenswürdig ſein und etwas beiſeite treten? Ich kann ſonſt ſo ſchlecht auf den Mob ſchießen.“

Das half, denn zum Mob wollte keiner von den Spaniern gerechnet werden.

Warburger Warte

Wöchentlich zweimal erſcheinende
**Unterhaltungsbeilage
des Warburger
Kreisblattes**
die ſich beſonders der Pflege und
Förderung des Heimatgedankens
annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge
verboten

Schriftleitung: A. Schäfers,
Warburg

Nr. 63 15. Auguſt 1934 8. Jahrgang

Glück auf!

Roman von E. Werner

(Nachdruck verboten.)

(21. Fortſetzung)

„Es iſt uns ſchwer genug gemacht worden mit dem Vertrauen“, ſagte er bitter. „Ihr Vater hat uns ſo viel davon genommen all die Jahre lang, daß für den Sohn nichts mehr übrig iſt. Ich glaube Ihnen, Herr Berkow, daß Ihr Anerbieten nicht von der Furcht herkam. Aber da wir einmal dabei ſind, uns allein zu helfen, ſo denke ich, wir fechten es auch aus bis zuletzt. So oder ſo — einer muß am Ende recht behalten.“

„Und Ihre Kameraden? Wollen Sie all die Sorge, all den Mangel, all das Unglück vielleicht auf ſich nehmen, das dies ‚Ausfechten‘ bis zuletzt mit ſich führt?“

„Ich kann's nicht ändern! Für ſie geſchieht es.“

„Nein, für ſie geſchieht es nicht!“ ſagte Artur feſt, „ſondern einzig für den Ehrgeiz ihres Führers, der die Herrſchaft an ſich reißen möchte, um ihnen dann ein ſchlimmerer Deſpot zu werden, als die gehaßten Herren es je geweſen ſind. Wenn Sie noch an Ihre ſogenannte Miſſion glauben, Hartmann, mich täuſchen Sie nicht mehr damit, ſeit ich ſehe, daß Sie alles, wozu ich mich bereit erkläre, um die Lage Ihrer Kameraden zu beſſern, als wertlos beiſeite werfen, um des einen Zieles willen, das ich nur zu gut kenne. Sie wollen nicht Anerkennung Ihrer Partei, ſondern Unterdrückung jeder anderen; das iſt's, warum Sie alles aufs Spiel ſetzen — Sie werden es verlieren!“

Die Sprache war kühn genug einem ſolchen Manne gegenüber, und Ulrich fuhr auch dabei in gereizter Wut auf.

„Nun, wenn Sie es denn ſo genau wiſſen, Herr Berkow, meinetwegen! Sie haben ganz recht, es handelt ſich nicht bloß um den höheren Lohn, um das bißchen Sicherheit in den Schachten. Das mag für die genug ſein, die ſich nur für Weib und Kinder quälen, und nichts weiter kennen ihr Leben lang; die Mutigen unter uns wollen mehr. Ihr habt unſere Arme lange genug zur Sklavenarbeit gebraucht; jetzt ſollt ihr ſie fühlen lernen!“

Die Worte wurden mit einer ſo furchtbaren Heftigkeit herausgeſchleudert, als ſei jedes ſchon eine Waffe, zum Treffen und Töten beſtimmt.

Aber Artur zuckte nicht einmal mit der Wimper und wich auch keinen Schritt aus der gefährlichen Nähe.

„Ich glaube, Hartmann, Sie werden vorläufig die Zügel noch in den Händen laſſen müſſen, die gewohnt und imſtande ſind, ſie zu regieren. Auch das will gelernt ſein! Mit roher Gewalt ſtiftet man Empörungen an und reißt Schöpfungen nieder, aber man erbaut keine neuen damit. Was ihr jetzt in die Waagſchale zu werfen habt, die Maſſen allein, das ſichert euch noch nicht die Herrſchaft!“

Ulrich wollte antworten, aber noch erſtickte die Leidenſchaft ſeine Stimme. Artur warf einen Blick nach dem Walde hinüber, wo die Röte jetzt dunkler und dunkler glühte, und wandte ſich dann zum Gehen.

„Hätte ich vorher gewußt, daß jedes Wort der Verſöhnung vergebens ſein würde, ich hätte dieſe Unterredung nicht geſucht. Ich bot Ihnen den Frieden und das Bleiben auf den Werken; das Opfer hätte vielleicht kein anderer gebracht, und ich habe mich ſchwer genug dazu zwingen müſſen. Auch das wird mit Haß und Hohn zurückgeſtoßen. Sie wollen mein Feind ſein — nun ſo ſeien Sie es denn, aber nehmen Sie auch die Verantwortung für alles, was jetzt geſchieht, ich habe umſonſt verſucht, es zu hemmen! Wie der Streit ſelbſt jetzt auch ausfallen mag — wir beide ſind zu Ende miteinander.“

„Glück auf!“ rief ihm Hartmann nach. Es klang wie ſchneidender Hohn, und das war es wohl auch in dieſem Augenblick. Der junge Chef ſchien es nicht mehr zu hören. Er war bereits einige Schritte fort und ſchlug jetzt die Richtung nach den Häuſern ein.

Ulrich blieb zurück; über ſeinem Haupte ſchwankten die Weidenzweige im Abendwinde auf und nieder. Auf der Wieſe wallte weißer Dunſt, und drüben über den Tannen glänzte es noch einmal auf, unheimlich und rot wie Blut, um dann langſam zu verblaſſen. Der junge Bergmann ſtarrte unbeweglich in den flammenden Abendhimmel, der unheimliche Schein lag auf ſeinem Antlitz.

„Wir ſind zu Ende? Nicht doch, Herr Artur Berkow, wir fangen jetzt erſt an! Ich wagte mich nicht an ihn, ſolange ſie an ſeiner Seite war. Jetzt iſt die Bahn frei — jetzt wollen wir abrechnen!“

* * *

In der Reſidenz wogte das ganze buntbewegte Treiben eines Sommernachmittags. In den Hauptſtraßen drängte ſich die Menge in ewig wechſelndem Gewühl; dazwiſchen tönte Lärm und Wagengeraſſel; von allen Seiten wirbelte der Staub auf, und die heißen Strahlen der Nachmittagsſonne, die ſchon anfingen etwas ſchräg zu fallen, beleuchteten das Ganze.

Von den Fenſtern des Windegſchen Hauſes, das in einer dieſer Hauptſtraßen lag, ſchaute Eugenie hinab auf dieſes Getümmel, das ihr beinahe fremd geworden war.

Aber die junge Frau ſah gar nicht ſo ruhig und hoffnungsfreudig aus, wie man es nach all dieſem Sonnenſchein des Glückes doch hätte erwarten ſollen. Schon wochenlang war ſie im väterlichen Hauſe, und noch immer wollte die Farbe nicht auf ihre Wangen zurückkehren und der Mund das Lächeln nicht wieder lernen. Sie blieb hier, umgeben von all der Liebe und Sorgfalt der Ihrigen, ſo bleich und ſtill, wie ſie nur je an der Seite des ihr aufgedrungenen Gatten geweſen, und auch jetzt ſchaute ſie hinunter auf das Gewühl zu ihren Füßen, ohne daß es auch nur einer der wechſelnden Geſtalten in der auf und ab flutenden Menge gelang, ihre Aufmerkſamkeit für einen Moment zu feſſeln.

Der Baron pflegte vor dem Spazierritt, den er gewöhnlich gegen Abend unternahm, ſtets auf eine halbe Stunde zu ſeiner Tochter zu kommen; auch heute geſchah das, aber heute war ſeine Miene wichtiger als ſonſt und er hielt ein Papier in der Hand.

„Ich muß dich diesmal mit etwas Geſchäftlichem behelligen, mein Kind“, begann er nach kurzer Begrüßung. „Ich habe ſoeben eine Konferenz mit unſerem Rechtsanwalt gehabt, die über Erwarten befriedigend ausgefallen iſt. Der Vertreter der Gegenpartei iſt in der Tat bevollmächtigt, allen unſeren Wünſchen entgegenzukommen; die Herren haben ſich bereits über die notwendigen Schritte geeinigt, und die ganze Angelegenheit wird ſich vorausſichtlich weit ſchneller und leichter erledigen laſſen, als wir zu hoffen wagten. Ich bitte dich, dies Blatt zu unterſchreiben.“

Er hielt ihr das Papier hin; die junge Frau ſchien haſtig danach greifen zu wollen, aber auf einmal ließ ſie die ausgeſtreckte Hand wieder ſinken. „Ich ſoll —?“

„Nur deinen Namen unter dieſe Schrift ſetzen, weiter nichts“, ſagte der Baron ruhig, indem er das Blatt auf den Schreibtiſch legte und ihr einen Seſſel heranſchob.

„Es iſt ein Aktenſtück — ſoll ich es nicht zuvor durchleſen?“

Windeg lächelte ein wenig. „Wenn es ein Dokument von Wichtigkeit wäre, ſo hätten wir es dir ſelbſtverſtändlich zur Durchſicht vorgelegt; es handelt ſich hier aber nur um den Scheidungsantrag, den der Juſtizrat in deinem Namen ſtellen wird und wozu er deiner Unterſchrift bedarf — eine bloße Förmlichkeit zur Einleitung des Prozeſſes. Die Details folgen erſt ſpäter. Wenn du indeſſen den Wortlaut kennenzulernen wünſcheſt —“

„Nein, nein!“ unterbrach ihn die junge Frau abwehrend, „deſſen bedarf es nicht. Ich werde unterſchreiben; aber es muß doch wohl nicht gerade jetzt in dieſer Stunde ſein; ich bin augenblicklich nicht in der Stimmung dazu.“

Der Baron ſah ſie höchſt befremdet an. „Stimmung? Es handelt ſich hier nur um eine Namensunterſchrift; ſie wird in einer Minute vollzogen ſein, und ich habe dem Juſtizrat verſprochen, ihm das Blatt noch heute wieder zuzuſenden, da er es morgen einzureichen beabſichtigt.“

„Nun denn, ſo werde ich es dir heute abend noch mit meiner Unterſchrift bringen. Nur in dieſem Augenblick nicht; ich kann jetzt nicht.“

Der Ton der jungen Frau war ſeltſam gepreßt, beinahe angſtvoll. Ihr Vater ſchüttelte unwillig den Kopf.

„Das iſt eine ſeltſame Laune, Eugenie, die ich nicht begreiſe. Warum willſt du dieſen einfachen Federzug nicht gleich jetzt in meiner Gegenwart tun? Indeſſen, wenn du darauf beſtehſt — ich rechne darauf, daß du mir heute abend beim Tee das Blatt zurückgibſt; es iſt dann noch Zeit genug, es fortzuſenden.“

Er bemerkte nicht das tiefe, erleichternde Aufatmen ſeiner Tochter bei den letzten Worten, ſondern trat an den Erker und blickte gleichfalls hinunter auf die Straße.

„Wird Kurt nicht zu mir kommen?“ fragte Eugenie nach einer augenblicklichen Pauſe. „Ich habe ihn nur erſt heute mittag bei Tiſche geſehen.“

„Er wird noch müde ſein von ſeiner Reiſe und wohl etwas ausgeruht haben. — Ah, da biſt du ja, Kurt, ſoeben ſprachen wir von dir.“

Der junge Baron, der in dieſem Augenblicke eintrat, mußte wohl darauf gerechnet haben, die Schweſter allein zu finden, denn er ſagte mit offenbarer und nicht ganz angenehmer Überraſchung: „Du hier, Papa? Ich hörte doch, du hätteſt eine Konferenz mit unſerem Rechtsanwalt.“

„Wir ſind bereits zu Ende, wie du ſiehſt.“

Kurt erwiderte nichts, ſondern ging zu ſeiner Schweſter und nahm vertraulich an ihrer Seite Platz. Er war erſt heute mittag aus der Provinz eingetroffen; ein eigentümlicher, dem Baron im höchſten Grade fataler Zufall hatte es gewollt, daß das Regiment, bei welchem ſein älteſter Sohn ſtand, gerade jetzt in die Stadt verlegt wurde, die den Berkowſchen Beſitzungen zunächſt lag, gerade jetzt, wo man alle Beziehungen dort abgebrochen hatte. Es ſtanden Unruhen und demzufolge das Einſchreiten des Militärs zu erwarten — da konnte ſich Kurt dem Dienſte nicht entziehen. Er reiſte alſo ab mit der gemeſſenen Weiſung des Vaters, in ſeiner neuen Garniſon die bevorſtehende Scheidung für jetzt noch zu verſchweigen. Der Baron hielt an der Taktik feſt, der Welt erſt die Tatſache gegenüberzuſtellen, und im übrigen hegte er die ſtillſchweigende Vorausſetzung, daß ſein Sohn jede perſönliche Berührung mit dem einſtigen Verwandten möglichſt vermeiden werde. Bei Tiſche hatte die Gegenwart einiger Gäſte der Familie Zwang auferlegt, jetzt aber, wo durch die geforderte Unterſchrift Eugeniens der ſonſt ſtreng vermiedene Punkt einmal berührt war, erkundigte ſich der Baron auch mit jener Gleichgültigkeit, mit der man nach dem Ergehen eines ſehr entfernten Bekannten fragt, wie es denn eigentlich auf den Berkowſchen Gütern ſtände.

„Schlimm, Papa, ſehr ſchlimm!“ ſagte Kurt, indem er ſich dem Vater zuwandte, ohne jedoch ſeinen Platz neben der Schweſter aufzugeben. „Artur wehrt ſich wie ein Mann gegen das Unglück, das von allen Seiten auf ihn einſtürmt, aber ich fürchte, er wird ihm doch zuletzt unterliegen. Er hat es zehnfach ſchlimmer als ſeine Kollegen auf den übrigen Werken; all die Sünden, die ſein Vater mit einer zwanzigjährigen Ausbeutung aufgehäuft hat, muß er jetzt büßen. Ich begreife nicht, wie er ſich in dem Kampfe noch überhaupt aufrechterhält. Ein anderer wäre längſt unterlegen.“

„Wenn die Bewegung ihm über den Kopf wächſt, ſo wundert es mich, daß er noch nicht militäriſche Hilfe in Anſpruch genommen hat“, meinte der Baron ziemlich kühl.

„Das iſt's ja eben, daß er in dem Punkte keine Vernunft annehmen will! Ich hätte längſt unter die Kerle ſchießen laſſen und mir mit Gewalt Ruhe geſchafft! Anlaß dazu haben ſie ihm wahrhaftig genug gegeben, und wenn ihr Rädelsführer ſo weiterhetzt, wie er es jetzt Tag für Tag tut, ſo werden ſie ihm noch nächſtens das Haus über dem Kopf anzünden — aber das hilft alles nichts.

Eugenie hörte in atemloſer Spannung dem Bruder zu, der ſie für ganz unbeteiligt bei der Sache zu halten ſchien, denn er wandte ſich mit der Erzählung ausſchließlich an ſeinen Vater. Dieſer dagegen, der ſchon mit ſteigendem Mißfallen das wiederholte „Artur“ bemerkt hatte, deſſen ſein Sohn ſich bediente, ſagte jetzt mit zurechtweiſender Kälte: „Du und deine Kameraden, ihr ſcheint ja ſehr genau über alles unterrichtet zu ſein, was da draußen bei Berkow vorgeht.“

„Die ganze Stadt ſpricht davon!“ verſicherte Kurt unbefangen. „Was mich betrifft, ich war allerdings ziemlich oft draußen.“

Der Baron fuhr faſt in die Höhe bei dieſem Geſtändnis. „Du warſt bei ihm auf ſeinen Gütern?

Ob der junge Offizier die innere Bewegung bemerkt hatte, die ſich bei ſeinen letzten Worten in den Zügen Eugeniens bemerkbar machte, er ſchloß ihre Hand auf einmal feſt in die ſeinige, während er ſeinen unbefangenen Ton beibehielt.

(Fortſetzung folgt)

An Huſtenbonbons geſtorben.

Ein ſeltſamer Todesfall hat ſich kürzlich in Schweden ereignet. Dort ſtarb ein 75jähriger Landmann in Upland, weil er Huſtenbonbons gegeſſen hatte. Der alte Mann wurde plötzlich ernſtlich krank und bekam hohes Fieber. Es war den Ärzten unmöglich, zu ermitteln, um was es ſich handelte. Nach einigen Tagen ſtarb der Mann. Durch genaue Unterſuchung zeigte ſich nun, daß der Verſtorbene einen Tag vor ſeiner Krankheit Beſuch von einem Verwandten gehabt hatte, der Reiſender für eine chemiſche Fabrik war und ihm ein paar Schachteln ſcharfe Huſtentabletten ſchenkte. Der Alte betrachtete die Tabletten wahrſcheinlich als harmloſe und angenehme Leckerei und aß im Laufe von drei Stunden ſieben Schachteln voll auf. Die chemiſche Probe ergab, daß die Huſtentabletten Terpentin enthielten.

Die ſterbenden Hände

Hiſtoriſche Skizze von G. H. Ott

Einige Geſchichtsſchreiber des Dreißigjährigen Krieges tun eines Hauptmanns und ſpäteren Obriſten Wiliecki oder Wiljetzki Erwähnung, eines Polen aus der Wilnaer Gegend, der im Solde Wallenſteins ſtand und ſich durch manche Sonderlichkeit wie auch durch einen ſeltſamen Tod auszeichnete.

Vornehmlich war es ſeine Haltung Frauen gegenüber, die ihn als Sonderling, wenn nicht gar als Narren erſcheinen ließ. Von ſelbſt verſteht ſich, daß er als Offizier des Kaiſers mit Höflichkeit und Takt die Damen ſeiner Bekanntſchaft behandelte, keine hatte Grund, ſich über Mangel an Ritterlichkeit zu beklagen. Im Gegenteil, ſeine Verſchrobenheit äußerte ſich geradezu in übermäßiger Demut: er hatte die Gewohnheit, ſich vor jungen Mädchen, überhaupt vor jedem unbemannten Weibe bis in den Staub zu neigen und war durch keinen Spott, durch den gröbſten Hohn nicht zu bewegen, von dieſer für einen Krieger ſo lächerlichen Sitte zu laſſen. Allerdings blieb er ſtandhaft darin, daß er nur Jungfrauen von reinem Lebenswandel und gutem Ruf mit dieſer Ehrung bedachte; Mädchen von lockeren Sitten, Ehefrauen und Witwen grüßte er — wie jeder andere — auf eine gewöhnliche, wohlerzogene Weiſe in der Abſtufung, die ihnen auf Grund von Stellung und Geburt zukam.

Einmal hätte ſein Gebaren faſt zu ſchlimmen Folgen geführt. Das war, als Gregor Wiljetzki ſeine Hochzeit feierte. Er hatte während des langen Winterlagers in Böhmen des öfteren bei einem begüterten Edelmann Gaſtfreundſchaft genoſſen, deſſen Tochter lieben gelernt und ſchließlich heimgeführt. Sie war eine ſtrenge, nicht mehr ganz junge Dame und ſah dieſe kindiſche Demut bei ihrem ſonſt ſo mannhaften, ja rauhen Verlobten ungern. Als man nun an der Hochzeitstafel ſaß, geſchah es, daß er unter den Speiſenträgern eine zierliche junge Magd bemerkte, die eine Platte mit geſottenen Fiſchen anbot. Da ſie rein und fromm ausſah und nichts in ihren Zügen auf einen verwerflichen Lebenswandel ſchließen ließ, erhob ſich, ſobald ſie neben ihm ſtand, der Bräutigam und beugte ſich vor ihr in den Staub, nicht anders, als er es kurz zuvor bei ſeiner Braut getan hatte. Etliche ſeiner Kameraden wurden darüber faſt zornig, die Damen der Tafelrunde rümpften die Naſen über ſolch hündiſches Benehmen, und die Braut hätte im erſten Aerger den Saal verlaſſen, wäre nicht ihr Vater hinzugetreten und hätte ſie beruhigt. Wiljetzki nahm von den Fiſchen, zeigte ſich als anregender Plauderer und tat, als hätte er von dem Unwillen der Geſellſchaft überhaupt nichts bemerkt.

Am Abend führte er ſeine Braut heim und ruhte, zum erſten Mal als Gatte, an ihrer Seite. Von da ab unterließ er die demütige Begrüßung und zollte ſeiner Ehefrau nur die übliche Höflichkeit, nicht gerechnet die zahlreichen Liebesbeweiſe, die unter Neuvermählten üblich ſind. Uebrigens mußte er bald wieder ins Feld rücken.

Sechs oder acht Jahre zuvor, alſo kurz nach dem Ausbruch des großen Krieges, war es in der Pfalz ſchlimm hergegangen. Es gab unter den Wallenſteiniſchen einige Regimenter, die nur aus Lumpen, Säufern und Raufbolden zu beſtehen ſchienen, die lieber plünderten als kämpften und das ganze Land mit ihrem rohen und gemeinen Geſchrei erſchreckten. Von dieſen übel beleumdeten Truppen tat ſich beſonders ein polniſcher Wachtmeiſter hervor, der ſich Stanislaus Veyda nannte und ſich im Saufen, Würfelſpielen und Fluchen nicht genug tun konnte. Auch ſaß ihm das Meſſer loſe im Koller.

Eines Tages, als er, vom pfälziſchen Weine trunken, ſich in den Feldern erging, traf er ein Mädchen, ein friſches junges Ding von fünfzehn oder ſechzehn Jahren, das mit einem Strauß Feldblumen zum Dorfe wanderte. Es kam ihm gerade recht. Ein ſo junges Blut und friſches Geſicht hatte er ſich ſchon längſt gewünſcht. Ohne viele Worte packte er ſie und wollte ihr Gewalt antun. Doch die Jungfer wehrte ſich wie eine Verzweifelte, ſchrie und wand ſich, bis den Wachtmeiſter die unſinnige Wut packte und er ihr das Meſſer in den Hals und in die Bruſt ſtieß. Er ließ die Tote liegen und wankte in ſein Quartier, wo er wiederum dem Weine zuſprach und ſich im Rauſche verriet.

Nun war es richtig, daß in jener Zeit vielerlei Raub, Mord und Schändung geſchah, ohne daß die Herren vom Feldgericht ſich die Köpfe zerbrachen. Im Kriege iſt eben der Menſch oftmals nichts wert. Wer ſollte ſich um ein Schickſal kümmern, wenn Peſtilenz und Musketenkugeln das große Sterben diktieren? Aber diesmal war das Verbrechen zu offenſichtlich, die Empörung zu allgemein, und zudem war die Tat faſt unter den Augen des Feldherrn geſchehen. Als nun gar die Geiſtlichkeit Beſtrafung des Verbrechers forderte, gab es keine Ausflüchte mehr. Veyda wurde wegen grauſamen Mordes an dem Mädchen — „mit Meſſerſtichen, wie man ein Kalb metzget“, hieß es in der kurzen Anklageſchrift — zum Strange verurteilt. Er hatte das unwahrſcheinliche Glück, auf die Bitten der greiſen Fürſtin G., in deren Schloß Wallenſtein Quartier genommen hatte, begnadigt zu werden. Bevor aber der Wachtmeiſter freigelaſſen wurde, mußte er vor der Fürſtin ein Gelübde ablegen, „ſich vor jeglicher reiner Jungfrau in den Staub zu neigen, ſowie keine zu begehren außer, wenn Gott es fügen ſollte, zu chriſtlicher Ehe“ und empfing den Fluch, daß ſeine Mörderhände bei lebendigem Leibe verfaulen ſollten, bräche er je ſein Gelübde.

Veyda leiſtete den Schwur und wanderte, aus ſeiner Truppe ausgeſtoßen, nach Polen zurück. Kameraden wollten ihn ſpäter noch bei einem Treffen geſehen haben, doch müſſen ſie wohl von einer Aehnlichkeit genarrt worden ſein. Immer, wenn ſie der Sache auf den Grund gingen, hieß es, der Vermutete ſei nicht Veyda, ſondern ein polniſcher Offizier von Adel, der ſich Wiliecki oder Wiljetzki nenne. —

Ein Jahr nach ſeiner Eheſchließung wurde Gregor Wiljetzki vom Herzog von Friedland zum Obriſten eines Jägerregiments gemacht. Er war jetzt ein Mann in der Blüte ſeiner Kraft, ſtark wie ein Bär, in Sammetwams und Spitzenkragen ein ſchmucker Geſelle und ein Kerl von Mut, wie die Narben auf Stirn und Schädel bezeugten. Auch war er ſonſt kein Duckmäuſer, trieb Allotria, ſpielte und rauchte ſeinen Toback wie jeder andere kaiſerliche Offizier. Nur von einem hatte er nicht laſſen können: in allen ehrbaren Jungfern ſchien er die Mutter Gottes zu ſehen und neigte ſich vor ihnen ungeachtet aller Spöttereien zur Erde.

So zu tun, hieße die Ehre eines Offiziers ſchänden, ſagte einmal einer, und andere ſtimmten ihm laut bei. Es gab Streit und Schimpf; ganz offen nannte man den Obriſten einen armen Narren, und bald kam alles dem Feldherrn zu Ohren. Der ließ ſich, ganz unauffällig, den Wiljetzki kommen, machte mit ihm und mehreren anderen einen Erkundungsritt, aber nicht ſehr weit vom Lager, war in beſter Laune und ſcherzte mit den Herren, wie es keiner gewohnt war.

Als ſie ſo mit ihren Röſſern auf einer Anhöhe hielten, näherte ſich ein Mädchen, das von der Weide kam und einen Eimer voll Milch trug. Sie war ein ſtilles Geſchöpf, nicht ohne Reize und offenſichtlich unverdorben. Der Herzog begehrte zu trinken, ſie reichte ihm die Milch, und bald ging der hölzerne Eimer von Mund zu Mund. Als die Reihe an Wiljetzki kam, blickte der Feldherr ſcharf hin, doch die erwartete Verbeugung blieb aus. Wiljetzki ſtand neben ſeinem Schimmel und zögerte wohl eine Weile, doch als er die Augen der Generale auf ſich gerichtet ſah, trank er eilig, ohne das Mädchen anzuſehen, wiſchte ſich den Bart und ſtreichelte ſein Pferd. Der Herzog warf der Jungfer einen böhmiſchen Gulden zu und ritt mit den Herren davon. So ſchlimm ſchien es alſo mit dem „Narren“ Wiljetzki nicht zu ſein. —

Von dieſem Tage ab war der Obriſt ein kranker Mann. Er wurde bleich und elend, klagte über Schmerzen in Händen und Armen und wurde unſagbar verſchloſſen. Der Chirurgus, der ihn auf Gliederreißen behandelte, vermochte ihm nicht zu helfen. Er wurde ſogar hinausgejagt, und Wiljetzki ließ niemand mehr an ſeinen Körper kommen. Die Handſchuhe, große Stulpen aus grauem Rehleder, trug er Tag und Nacht, machte auch jetzt an Stelle ſeines großen ſchnörkeligen Namenszuges nur mühſam drei Kreuze. Die Laune verließ ihn, doch nicht der Mut. Denn er wagte ſich beim nächſten Treffen vor die vorderſten Linien, und zwar in einer ſo tollkühnen Weiſe, daß es ſchien, als wolle er fallen. Er erhielt einen Schuß in den Hals und wurde bewußtlos ins Lager zurückgetragen.

Am Abend ſtarb er in ſeinem Zelt. Man hatte Kerzen an ſeiner Bahre aufgeſtellt, und mancher Krieger kam, um Abſchied zu nehmen und ein kurzes Gebet zu ſprechen. Der Leichenwäſcher, der den Toten ſpäter entkleidete, ſoll erzählt haben, der Obriſt habe an beiden Händen nur noch halbe Finger gehabt, verweſte Stümpfe ſozuſagen, und es habe geſchienen, als ſeien die Hände ſchon vor Wochen geſtorben.